

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 6

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dokumente zusammengefaßt, die an Gründung und Wachstum der Stadt, an ihre Bündnisse mit den Eidgenossen, an die großen Tage von Laupen und Murten und an die dunkeln vom Grauholz erinnern. Die Ehrwürdigkeit der zeitgenössischen Briefe und Siegel und die feierliche Ansehnlichkeit ihrer äußern Form verleihen dieser Ausstellungsgruppe besonderes Gewicht. Von hohem Interesse bei der Rolle, welche der alten bernischen *Res publica* im Rahmen der Eidgenossenschaft einst zukam, ist auch die Dokumentenabteilung, die von ihrem vielfältigen Handeln berichtet. Da findet sich an einem Ehrenplatz die alte Standesbibel und das Rote Buch, aus dem in den feierlichen Osterwochen die Grundgesetze des Staates verlesen wurden. In einem Kranz einzelner Gruppen sind Zeugnisse des verzweigten Staatswirkens von der Außenpolitik mit ihren Königsbriefen bis zur Fürsorge mit dem Rodel der Findelkinder zusammengestellt und belegen Umsicht, Strenge und Vorsorge des starken und später umständlichen, aber stets gewissenhaften und verantwortungsbewußten alten bernischen Regiments.

Die Gruppe geistiges und privates Leben überrascht durch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Dargebotenen. Neben Haller, der imposant dargestellt ist, und Gotthelf tritt das Werk der übrigen Gelehrten, Schriftsteller und Dichter zurück. Eine reich ausgestattete Gruppe der bernischen Chronisten enthält die Handschriften Justingers, Schillings, Anselms, Stettlers und anderer; der Blick wird vom bilderrichen Werk Schillings gefesselt, der mit den Originalen der Berner und der Spicker Chronik vertreten ist. Neben den Erinnerungen des privaten Lebens, wo viel Kurioses auffällt, ist den Erzeugnissen des Buchdrucks und der Buchbinderei besondere Beachtung zuteil geworden.

Das Historische Museum, das jahrein-jahraus mit seinen Beständen bernische Vergangenheit zur Schau stellt, hat auf das Jubiläum hin seine Burgunderprunkstücke und Teppiche aus sicherem Gewahrsam hervorgeholt und in einer Sondergruppe ausgewählte Stücke geistlicher und weltlicher Repräsentation zusammengestellt. Der Hauptbeitrag des Museums besteht aber, neben der freigiebigen Belebung der andern Ausstellungsabteilungen, in der Ausstellung des ansehnlichen Silberschatzes und der ausgezeichneten bernischen Münzsammlung.

Liebe zum Herkommen und Freude an der bernischen Vergangenheit sind die Triebfedern gewesen, welche das Zustandekommen dieser bernischen Jubiläumsausstellungen bewirkt haben. Wenn man ihr Ziel umschreiben wollte, so wäre es dieses, den Bernern ihre Liebe zur Heimat zu vertiefen, den Mitgenossen aber das Verständnis zu ebnen für jenes Bernertum, das mit dem Begriff Bundesbern nicht völlig gleichzusezen ist.

Rudolf v. Fischart.

Bücher Rundschau

Entstehung und Lehre des Faschismus.

Als die faschistische Bewegung durch den Marsch auf Rom Ende Oktober 1922 sich des italienischen Staates bemächtigte, war ihre Ideologie noch recht wenig entwickelt. Mussolini ließ sie sich seither in unaufhörlicher Wechselwirkung mit der Praxis ausgestalten. Er selbst trug in bestimmender Weise dazu bei durch seine Reden, Schriften und Zeitungsartikel, die in einer bereits vielbändigen Sammlung, welche der Verlag Hoepli in Mailand herausgab, niedergelegt sind. Ausschnitte enthält die Schrift „La dottrina del Fascismo“, welche unter dem Namen des Duce bereits 1933 beim Verlag Preves erschien.

Als deutsche Übersetzung dieser knappen Auswahl veröffentlichte Horst Wagnführ ein Heft „Das faschistische Manifest“¹⁾, das nun in neuem Gewande und

erweiterter Form unter dem Titel „Der Geist des Faschismus“²⁾ vor uns liegt. Die Erweiterung umfaßt das Programm der Fasci italiani di Combattimento, die zehn Gebote des Milizsoldaten, das „italienische Rassenmanifest“, die Carta del Lavoro, die Carta della Scuola und eine quellenmäßige Gegenüberstellung Mussolinis und Machiavellis. Vorzügliche Dienste leisten dem Leser ein größerer Abschnitt sorgfältig formulierter Anmerkungen, eine Literaturübersicht und ein Namenverzeichnis.

Die Geschichte des Faschismus von Gioachino Volpe, welche den zweiten Teil der oben erwähnten italienischen Ausgabe der Dottrina del Fascismo bildete, wurde in revidierter Fassung als „Geschichte der faschistischen Bewegung“ ins Deutsche übersetzt³⁾. Aus diesem Grunde darf man auf die an sich längst bekannte Darstellung Volpes erneut hinweisen. Überdies hat sie als grundlegend zu gelten. Ihr hoher Wert liegt namentlich darin, daß sie wahre Geschichtsschreibung ist, d. h. in meisterhafter Weise das viel verschlungene Spiel der Entwicklungsfäden als solches klar aufzeigt, ohne es in seine einzelnen Teile aufzulösen. So erhält der Leser ein Bild, wie der Faschismus in Konkurrenz mit dem ausartenden Marxismus aus den Nachwirkungen des ersten Weltkrieges erwuchs und groß wurde, und wie seine Ideologie sich nach und nach herausbildete. Beider versagt uns Volpe ein eigentliches Forschen nach den Wurzeln dieser Ideologie; absichtlich tut es der erfahrene Mittämpfer der Bewegung, eben weil er als Faschist Tat und Bewegung, nicht Theorie und Programm als die Hauptache ansehen will. Auch seine Charakteristiken größerer Gesetzesakte wie der Carta del Lavoro von 1926 und des Korporationengesetzes von 1934 dringen nicht in die geistigen Tiefen; dennoch entbehren sie durchaus nicht der Prägnanz und Treffsicherheit.

Wer der geistigen Geschichte und Eigenart des italienischen Faschismus nachgehen will, ohne die Schriften Mussolinis durcharbeiten zu können, findet eine ebenso sorgfältige wie knappe Untersuchung bei Theodor Blahnt, „Staat und Führung im Faschismus“⁴⁾. Legitimiert durch jahrelange kulturpolitische Tätigkeit in Italien, will der Verfasser „der herrschenden, meist äußerlich vergleichenden deutschen Literatur eine bescheidene Arbeit“ gegenüber stellen, „die den Faschismus in größeren Zusammenhängen sieht und zu deuten versucht“. Es sind größere geistige Zusammenhänge, die er meint. Daher beginnt er mit den „individualistischen Konstruktionen“ von Hobbes über Rousseau und die moderne Demokratie zum Marxismus; schade ist nur, daß er sich tendenziöse Ungenauigkeiten leistet wie die kecke Behauptung, der Contrat Social sei die Bibel der Französischen Revolution gewesen, und daß er gerade in diesem Hauptstück stellenweise seine Interpretation die genaue Inhaltsangabe einfach verdrängt lässt. Von weit größerer wissenschaftlicher Sorgfalt ist seine Untersuchung „Vorläufer des Faschismus“. Im dritten Hauptstück charakterisiert er den faschistischen Staat in Italien als Verbindung von Staatspartei, Korporativsystem und Verwaltung. Nicht im Nebeneinander, sondern in der wechselseitigen organischen Durchdringung dieser drei Hierarchien, in ihrem sinnvollen Zusammenhang als System echter Führungsgemeinschaften erblickt Blahnt die wirkliche Neuschöpfung des Duce.

Die Schrift des deutschen Gelehrten ist der Gefahr nicht entgangen, daß sie — unseres Erachtens — die theoretische Deutung und Charakteristik da und dort über die Praxis hinausführt. Just dies wußte der faschistische Praktiker und Denker Volpe klug zu vermeiden. Es sind Unterschiede des Nationalcharakters, die sich in diesem Unterschied der Forschungs- und Darstellungsmethode manifestieren. Beide haben ihr Gutes, und der Leser möge beide nach ihrem besonderen Wert ausschöpfen.

Otto Weiß.

¹⁾ C. H. Beck, München 1933/XI.

²⁾ „Der Geist des Faschismus. Ein Quellenwerk.“ C. H. Beck, München 1940.

³⁾ Gioachino Volpe, „Geschichte der faschistischen Bewegung.“ Deutsch von Rodolfo Schott. Novissima, Rom 1940/XVIII.

⁴⁾ Theodor Blahnt, Staat und Führung im Faschismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte unserer Zeit. Junker und Dünnhaupt, Berlin 1940.

Geschichte Russlands.

Erdmann Hanisch, Geschichte Russlands, I. und II. Band. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1940 und 1941.

Dieses neue Werk über die russische Geschichte ist auf 3 Bände berechnet. Der I. Band reicht von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts und umfaßt in 3 Abschnitten Ostepr-Russland, den Moskauer Staat, Russland als europäische Macht, während der II. Band, von 1801 bis 1917 reichend, Russland als Weltmacht zeigt. Für die Darstellung der gewaltigen bolschewistischen Umwälzung und ihrer Geschichte ist der III. Band vorgesehen; der Verfasser hält aber die Zeit dafür noch nicht für gekommen.

Schon aus dieser Einteilung ergibt sich die eigenwillige Gewichtsverteilung dieser russischen Geschichte. Der I. Band umspannt 1000 Jahre, der II. noch 100, und der ganze dritte soll den letzten 25 Jahren gewidmet werden. Jede historische Gesamtdarstellung wird in den jüngeren Perioden breiter sein als in den älteren; aber hier scheint doch ein gewisses Missverhältnis zu bestehen.

Die Arbeit Hanischs macht den Eindruck einer auf weitgehender Einzelkenntnis erwachsenen Zusammenfassung eines gewaltigen Stoffes. Sie verbürgt dadurch jedenfalls große Zuverlässigkeit. Anderseits fehlt in den kurzgehaltenen, aber mit Stoff vollgedrängten Kapiteln der früheren russischen Entwicklung vielfach die anschaulichkeit, welche gerade jene Leser vermissen, die mit der russischen Geschichte ohnehin wenig vertraut sein können. Die Decke ist also nicht ganz leicht. Dieser Nachteil liegt nicht zuletzt in dem stellenweise schwerfälligen Stil mit seiner Vorliebe für lange verschachtelte Satzkonstruktionen begründet.

Das russische Schicksal in unseren Tagen hat das Interesse an der ohnehin spannenden Geschichte dieses immer leidenden Volkes noch gesteigert. Die tägliche Verfolgung der Kampfnachrichten hat uns auf viele Namen von Landschaften und Städten aufmerksam gemacht, die in der russischen Geschichte denkwürdig sind. Das vorliegende Werk gewinnt damit heute eine besonders aktuelle Bedeutung.

Hanisch erzählt, nach einer glänzenden Einleitung über Land und Volk, im ersten Abschnitt die Entwicklung des frühesten Russland, dessen Seele Kiew war. Die Intrigen und Bruderkämpfe um den Großfürstenthron von Kiew unter den Nachfolgern des Rurik werden zwar knapp, aber in fast verwirrender Namenhäufung vorgeführt. Gerade für diese Periode hätte man gern ein längeres Verweilen beim kulturellen Leben des russischen Volkes. Ein Vergleich mit der kürzlich im „Handbuch der Kulturgegeschichte“ (Verlag Athenaion, Potsdam) erschienenen Arbeit von M. Antonowitsch „Kultur der Ostslaven“ läßt stark bewußt werden, wie ungemein reich an Interesse diese Zeit für uns wäre. Die Übernahme des Christentums, die Anfänge des „reußischen Rechtes“, die Bedeutung des Kiewer Höhlenklosters etc. wären Dinge, die dem Mitteleuropäer mehr zu sagen hätten als die Familien geschichte der Rurikiden. Es wäre allerdings ungerecht, zu verschweigen, daß der Verfasser wenigstens das kirchenpolitische Leben Russlands neben dem staatspolitischen eingehend berücksichtigt. Und für die späteren Zeittabschnitte darf auf die sehr schönen literaturgeschichtlichen Sonderkapitel hingewiesen werden.

Der zweite Abschnitt ist dem Moskauer Staat gewidmet, der nach der Überwindung der Tatarenherrschaft das Erbe von Kiew angetreten und durch die Errichtung der Autokratie des Zaren das russische Großreich der Zukunft ermöglicht hat. Mit Recht ist hier der Verwaltungsorganisation verhältnismäßig viel Raum gegeben. Die häufige Verwendung russischer Ausdrücke ist aber für den Laien ermüdend. Leider ist die sehr interessante Entstehung des Kosakentums im 16. Jahrhundert, wie sie das erwähnte Werk von Antonowitsch anschaulich schildert und erklärt, hier weggelassen.

Der dritte und Hauptabschnitt des I. Bandes „Russland als europäische Macht“ zeigt die Überleitung des alten Moskauerstaates in den europäischen Petersburger Staat durch Peter den Großen, als ersten Sieg der „Westler“; dann folgen die sieben Jahrzehnte der Frauenherrschaft, mit dem Höhepunkt unter Katharina II. In diesem Kapitel großer europäischer Politik Russlands wirkt die strenge, auf Bildhaftigkeit verzichtende Darstellung Hanischs viel besser als in der Darstellung der Anfänge, aber auch besser als die allzugroße Breite in Teilen des II. Bandes.

Der vierte Abschnitt, welcher den ganzen II. Band des Werkes ausfüllt, gliedert seine Kapitel nach den vier Zaren des 19. Jahrhunderts, wobei aber die volle Hälfte

des Buches dem letzten Zaren gewidmet ist, besser gesagt der russischen Entwicklung während der schwächeren Regierung dieses Kaisers, die das Schicksal des Zarenreiches besiegelte. — Alexander I., Nikolaus I., Alexander II. waren noch wirkliche Herrscherpersönlichkeiten, die ihrer Zeit ihren Stempel aufgedrückt haben. Von Alexander I. gibt Hanisch das vertraute Bild und läßt die Handlung des liberalen, weltoffenen Kaisers zum reaktionären und verbitterten Autokraten deutlich werden. Aber Nikolaus I. erscheint hier viel besser als sein Ruf, ein Mann von Charakter, ein Herrscher voll Verantwortungsbewußtsein, der unbeschadet seiner absolutistischen Überzeugung mit allem Ernst daran geht, die ungeheuer schwierige Frage der Bauernbefreiung zu lösen. Erst der Eindruck der 48er Revolution im westlichen Europa macht ihn zum starren Reaktionär, als der er meistens dargestellt wird. Bis zu diesem Umsturz galt er lange Zeit als der Schiedsrichter Mitteleuropas. In dieser Eigenschaft trat dann Napoleon III. sein Erbe an. — Dem Befreierzaren Alexander II. ist das schönste Kapitel des zweiten Bandes gewidmet. Es gibt ein klares Bild der vielfachen Reformen unter diesem Kaiser, die ja nicht nur die Aufhebung der Bauern-Leibeigenschaft, sondern auch umfassende Neuerungen im Schulwesen, in der Rechtspflege und im Heer brachten. Russland besaß damals, teilweise sogar schon aus der verschrienen Zeit Nikolaus' I., manche Einrichtungen, die durchaus nicht unseren allgemeinen Vorstellungen vom absolutistischen Zarenstaat entsprechen, z. B. Landtage mit Vertretern der drei Stände (Adel, Bürger, Bauern), eine wenn auch begrenzte Selbstverwaltung der Städte, und sogar Geschworene im Kriminalgericht, die der Landtag wählte. — Das russische Volk hat seine Unreife für die neuen Freiheiten doppelt erwiesen, indem es, wenigstens die „Intelligenz“, dem Materialismus versiel und sich zur Revolution verheßen ließ. — Eine gewisse stoffliche Vereinfachung wäre hier vorteilhaft gewesen; die Erscheinung des Nihilismus wäre klarer hervorgetreten. — Im großen letzten Kapitel über die Zeit Nikolaus' II. wird gegen den letzten Zaren der schwere Vorwurf erhoben und begründet, daß er nicht nur geistig und charakterlich unsfähig zum Herrscherberuf, sondern auch sträflich nachlässig in seinen Pflichten als Staatsoberhaupt gewesen sei. (Auch A. von Hedenström erhebt in seiner „Geschichte Russlands von 1878 bis 1918“ denselben Vorwurf.) Ausführlich wird die Geschichte der drei Reichsdänen und fast übermäßig breit die übrige innere Entwicklung von 1905—1913 behandelt. Auch die Außenpolitik kommt zu ihrem Recht; dagegen wird seltsamerweise das 1871 erschienene, entscheidende Buch von Danilewski „Russland und Europa“, das zur politischen Bibel der Slawophilen wurde, nirgends auch nur erwähnt.

Die „Geschichte Russlands“ von Hanisch ist ein solides, völlig objektiv gehaltenes Werk, das sich durch sein sorgfältiges Register auch als bequemes Nachschlagebuch eignet. Es hat sich als Hauptaufgabe gestellt, die politische Geschichte Russlands zu erklären, inbegriffen die sozialen Vorgänge im russischen Volk. Dagegen verzichtet es, mit Ausnahme der Literaturgeschichte, auf die geistesgeschichtliche Darstellung. — Man vermisst eine genügende Ausstattung mit Karten, was bei dem besonders hohen Stand geopolitischer Forschung im modernen Deutschland auffällt.

Ernst Kind.

Theodor Fontane.

Theodor Fontane und Bernhard von Lepel, ein Freundschaftsbriefwechsel. 2 Bde.
Festscher Verlag München, 1940.

Man hat ziemlich lange auf diesen Briefwechsel warten müssen, nachdem schon 1901 die Briefe v. Lepels an Fontane veröffentlicht worden waren. Nun sind also auch die Fontaneschen, zugleich mit denen v. Lepels, herausgegeben und bedeuten eine sehr willkommene Gabe für alle Freunde Fontanescher Briefschreibkunst. Daß sich Freunde Briefe schreiben, ist keine Seltenheit, wohl aber daß das über Jahrzehnte dauert. Freilich ist der Drang der gegenseitigen Aussprache nicht immer gleich stark; in diesem Briefwechsel hauptsächlich in der Zeit von 1848 bis 1860 und beschlägt vor allem die Tätigkeit der beiden Freunde in der berühmten literarischen Gesellschaft des Tunnels über der Spree, zu deren genaueren Kenntnis er viel beiträgt. Bewunderung erregt der Ernst und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie die Dichtkunst, man kann sagen das Handwerkliche daran, betreiben, die Sauberkeit der Verse, die Klarheit des Ausdrucks und Steigerung des Aufbaus. Die

Freunde ergehen sich da mit großer Offenheit in gegenseitiger Kritik; eine Dichter-eitelkeit, wie Fontane sie einmal in höchst wißiger Weise bei dem damals berühmtesten Dichter, Emanuel Geibel, schildert, kann unter den Freunden nicht auf Schonung rechnen. Es fehlt aber auch nicht an herzlicher, verständnisvoller Anerkennung. So ist denn ihre Freundschaft darüber nicht in die Brüche gegangen, so wenig als über eine fast noch heiklere Sache, nämlich Geldfragen. Von Lepel bewährt sich hier in zartester Weise als wahrer Freund, und Fontane nimmt das so Angebotene ohne falsche Scham an und erbittet sich etwa auch diese Hülfe. Er hatte es ja bitter schwer, für sich und die Seinen als freier Schriftsteller das tägliche Brot zu verdienen, sodaß er wiederholt mit dem Gedanken spielt, sich als Eisenbahnschaffner anwerben zu lassen. Einmal droht freilich ein ernstes Berwürfnis, nach dem Berliner Märzaufstand, als Fontane sich ganz auf die Seite der Demokraten schlägt und v. Lepel und seinen Standesgenossen die größten Vorwürfe macht. Man ist erstaunt von Fontane, dem sonst so nüchtern-skeptischen, geradezu wutentbrannte politische Ausbrüche zu hören. Es ist v. Lepels Verdienst, daß es nicht zu einem Bruch kam, wie er überhaupt gerade in den ersten Zeiten den leicht über das Ziel hinausschießenden Freund zu einer gerechteren Beurteilung der Verhältnisse zurückzuführen verstand. Nun er hatte es auch viel leichter in seiner gefestigten Lage, während Fontane fortwährend mit der Unzulänglichkeit seiner Einnahmen zu kämpfen hatte. So entwirft er ein galliges Bild von seiner Stellung in London, wo er in der gehobenen englischen Gesellschaft verkehren soll, aber von seinem Ministerium, das ihn nach London geschickt hatte, nicht die erforderlichen Mittel erhält, um äußerlich: in Kleidung, Leibwäsche und Schuhen als dazugehörig erscheinen zu können. Es wäre wünschenswert, wenn es nicht etwa schon geschehen ist, eine aktenmäßige Darstellung über dieses sein amtliches oder halbamtlches Verhältnis zu erfahren; jedenfalls ist der mit dem Ausdruck politischer Agent verbundene Unterton der Misachtung ihm gegenüber nicht am Platze, da Fontane seine Feder nicht jedem Zahlenden zur Verfügung gestellt hat. Von Lepel ist ein würdiger Partner in diesem Briefwechsel, denn auch er ist ein Meister jener beschwingten Schreibweise, voll ungesuchter bester Laune, die immer das Entzücken des Lesers bildet, ohne jede Pedanterie und Schwerfälligkeit. Fontanes geistige Gespanntheit ist freilich die stärkere, die Klinge, die er führt, noch gefederter. Das eigentliche, etwas unfruchtbare Literatentum im Sinne des Drehens und Wendens fremder, angelesener Gedanken, ist nicht Sache der Freunde; die eigene Leistung steht im Vordergrunde, auch nicht die Gründung einer Schule oder Klischee, und die Bekämpfung einer anderen Richtung. Wenn man die kürzlich erschienenen Briefe Joseph Hofmilers, des ausgezeichneten bayrischen Essayisten, zur Vergleichung heranzieht, so wird man sich noch wesentlicher Charakterzüge Fontanes bewußt: nämlich des Mangels an der berühmten deutschen Gemütlichkeit, des Fehlens an Schilderungen von Wanderfreuden, vom Genusse der Lektüre und vor allem der Musik, von fröhlichen Gelagen und Mitteilung guter Weinquellen. Von keinem behaglichen Ausruhen ist die Rede, stete Anspannung, auch in der Geselligkeit; kein Nachlassen, aber auch keine Verbitterung. So wächst oder festigt sich auch an diesen seinen Briefen die hohe Achtung für die zunehmende Abgeklärtheit und edle innere Freiheit des prächtigen Mannes: Theodor Fontane.

Gerhard Boerlin.

Kunstbücher.

H. Rott, Quellen und Forschungen zur süddeutschen und schweizerischen Kunsts geschichte im XV. und XVI. Jahrhundert. III. Teil, der Oberrhein (zwei Bände „Quellen“ 1936, ein Textband mit der Bearbeitung der Resultate 1938 erschienen). Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.

Mit diesem III. Teil des sechsbändigen Werkes über die Künstler in südwestdeutschem Sprachgebiet sind die Landschaften von Speyer bis Luzern und Freiburg im Breisgau behandelt, also Elsaß, Baden und der westliche Teil der deutschen Schweiz. Es hat eine Arbeit damit ihren Abschluß gefunden, die für die Kunstd- und Kulturge schichte, auch die der deutschen Schweiz, von einer solchen Bedeutung ist, daß sie in dieser Zeitschrift nicht übergangen werden kann. Von den früheren Teilen enthielt der erste (1933 erschienene) das Bodenseegebiet, d. h. Südwest- und Oberschwaben, Vorarlberg, Konstanz und die Ostschweiz bis Zürich und Chur.

Der zweite Altschwaben und die dort liegenden Reichsstädte (1934 erschienen). Damit ist in dem Werke nicht nur ein wesentlicher Teil der Schweiz, sondern auch ein wesentlicher Teil derjenigen Gegend enthalten, aus denen ein großer Teil der damals in der Schweiz tätigen Künstler stammte. Der Verfasser ist seit bald zwei Jahrzehnten Direktor des badischen Landesmuseums in Karlsruhe. Finanzielle Unterstützung hat seine Publikation von den Kultus- und Unterrichtsministerien von Baden und Württemberg sowie auch von privater Seite erhalten. Die Schweiz ist wenigstens, wie der Verfasser röhmt, durch das entgegenkommende Verhalten der Archiv- und Bibliotheksvorstände beteiligt gewesen. Er hat auch sonst werktätige Unterstützung von Freunden gefunden, die in den Vorreden genannt sind. Ohne diese wäre der Abschluß der Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit kaum möglich gewesen. Man muß auch so immer aufs Neue staunen, wie viel innerhalb eines Zeitraumes von nicht viel mehr als anderthalb Jahrzehnten von einem Einzelnen, neben seiner Amtstätigkeit, geleistet worden ist. Wir besitzen in den sechs Bänden ein monumentales Quellenwerk ersten Ranges. Es sind darin die urkundlichen Erwähnungen von Malern, Bildhauern und Kunsthändlern des 15. und 16. Jahrhunderts aller erreichbaren Archive in den behandelten Bezirken, sowohl die der großen Mittelpunkte des Künstlebens als auch der kleineren Orte, möglichst erschöpfend zusammengetragen und — was auch entscheidend ist — mit Umsicht und Übersichtlichkeit geordnet. Der letzte Band des III. Teiles „Oberrhein“ enthält von Direktor Rommel in Karlsruhe ein Gesamtverzeichnis aller sechs Bände, das ungefähr dreitausend Namen von Männern jener zwei Jahrhunderte enthält, die irgendwie künstlerisch tätig waren. Jeder der drei Teile erhielt außer den „Quellen“, in denen die urkundlichen Erwähnungen abgedruckt sind und die im letzten eben erschienenen dritten Teile zwei Bände füllen, einen „Text“, in dem der Verfasser die Resultate seiner Archivstudien und seiner Beobachtungen an dem Kunstvorrat in Kirchen und Sammlungen zusammenfaßt und durch eine große Zahl recht guter, wenn auch etwas kleiner Abbildungen belegt. Das Studium der archivalischen Notizen und dasjenige der Kunstwerke erfordert nun aber sehr verschiedene Anlagen und eine völlig andersgeartete Ausbildung. Ein Kenner einer früheren Generation, der sich durch sarkastische Äußerungen ausgezeichnet hat, äußerte sogar einmal nicht ganz unrichtig, es gäbe dreierlei Kunstgelehrte: solche, die mehr in Archiven und in dem Schrifttum, solche, die mehr unter Bildern und in Sammlungen Bescheid wissen, und solche, die schreiben (in Ermangelung der anderen Fähigkeiten).

Direktor Rott hat sich nicht nur durch seine Sammlung und Veröffentlichung von urkundlichen Erwähnungen verdient gemacht, sondern sich auch als ein scharfer Beobachter mit gutem Bildgedächtnis erwiesen. So wurde seine Leistung mit Recht als das Muster gediegener Gelehrsamkeit bezeichnet. Nicht daß seine Schlüsse für den Referenten immer bindend wären. Unseres Erachtens hat sogar Hecht in dem einen Punkte entschieden Recht, wenn er 1937, in der Zeitschrift für Kunstgeschichte, VI, S. 353 ff., den Nachweis antrat, daß der in Konstanz erwähnte Konrad Witz mit dem großen Maler gleichen Namens und gleicher Zeit, der in Rottweil und Basel nachgewiesen ist, nicht identisch sein kann, so unwahrscheinlich das auch auf den ersten Blick scheinen mag. Auch an den Zuweisungen sind da und dort noch Richtigstellungen nötig. Aber das ist bei dem ungeheuren Stoff, der uns da geschenkt wird, gar nicht anders möglich. Was als Vermutung ausgesprochen wird, ist zum mindesten verständlich. Es fehlen die Behauptungen, die gelegentlich auch das Unmögliche als sicher hinstellen und damit verwirren. Die Publikation ist freilich nicht abschließend, sie ist es wenigstens nur in vielen Fällen. Sie hat den größeren Vorteil, überall anregend und eine unumgängliche Grundlage für die Erforschung jener zwei Jahrhunderte zu sein, die in mancher Hinsicht für Malerei und Plastik in Südwestdeutschland die wichtigsten sind. Es wird ein Einblick in die Kunst- und Kulturverhältnisse jener großen Zeit geboten, der auch für den Fachmann überraschendes bietet.

Erstaunlich ist schon die große Zahl recht eigenartiger Begabungen, die die Kernlandschaft Schwabens, neben den führenden und bekannten Meistern wie Witz, Ulrich von Ensingen und den beiden Hans Holbein Vater und Sohn, hervorgebracht und an die Außengebiete der von den Alemannen besiedelten Landschaften abgegeben haben.

Erstaunlich ist auch der Eindruck, daß bei jungen und älteren Künstlern das Wandern, Reisen, der Wechsel des Wohnortes und der Stätte ihrer künstlerischen Tätigkeit, wenigstens innerhalb des Reiches deutscher Nation, fast so selbstverständlich, jedenfalls ungefähr ebenso häufig wie heute gewesen sein muß. Ganz Südwestdeutschland bis zu den Vogesen, den Alpen und zur Saane bildete noch eine Kulturgemeinschaft. In Freiburg i. Ue., also an der Grenze des deutschen Sprachgebietes, waren im Anfang des 16. Jahrhunderts, neben Künstlern der Stadt und anderer eidgenössischer Orte und einiger mit welschen Namen, allein fünf Maler und Bildhauer tätig, die sicher aus dem Elsaß und aus Süddeutschland jenseits des Rheines gekommen waren. Bei einigen anderen ist dies wenigstens wahrscheinlich. Anderseits waren in der Werkstatt des Peter Zainer in Zürich, der, ohne selber eine starke künstlerische Begabung zu besitzen, ähnlich wie Michael Wohlgemut in Nürnberg, einen großen Betrieb leitete, eine ganze Reihe von Gesellen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands tätig, von denen mehrere später wieder in der Ferne nachzuweisen sind. In Basel stellten die Schwaben ein besonders großes Kontingent zur Künstlerschaft, mehr als die Elsässer. Künstler, die aus den nördlichen Teilen des Reiches und aus den österreichischen Ländern stammten, kommen daneben hier wie anderwärts auch vor, aber nur vereinzelt. Erst im späten 16. Jahrhundert haben dann umgekehrt (aber ebenso wie im 19. Jahrhundert) die Lände der Eidgenossen Künstler hervorgebracht, die außerhalb ihrer engeren Heimat eine große Bedeutung erlangt haben.

Auch der Austausch von Kräften zwischen den schwäbischen Kernländern und dem Elsaß und Baden war ein sehr reger: Der aus Memmingen und Augsburg kommende Christof Bockstorfer ist 1512, also kurz vor Holbein, in Luzern nachgewiesen, dann arbeitet er einige Jahre in Konstanz, später in Mühlhausen und Colmar. Ein Hans Syfer wird von Heilbronn nach Speyer zu einem sehr ehrenvollen Auftrag berufen, ein Konrad Syfer aus Sinsheim, der wahrscheinlich sein Bruder ist, arbeitet in Schlettstadt und als Münsterbaumeister in Straßburg. Peter Hemmel von Andlan ist, wie Rott nachgewiesen hat, der Vorsteher einer großen Werkstatt in Straßburg und Schöpfer der Glasgemälde, die bisher einem jahngeschichtlichen Hans Wild zugeschrieben wurden, und hat viele Jahrzehnte lang mit seinen gebiegenen Werken nicht nur das Elsaß, sondern auch Frankfurt, Tübingen, Ulm, Nürnberg, Salzburg, Thaur bei Hall in Tirol und andere Orte beliefert. Es gab noch Lokalschulen, d. h. Gruppen von Künstlern, die unter dem Einfluß eines ortssässigen Meisters standen und sich auch gegenseitig beeinflußten, aber die Tatsachen, von denen wir einige Beispiele anführten, zeigen, wie beschränkt deren Bedeutung gewesen sein muß. In der Tat haben die Stiche des Meisters GS, später die von Martin Schongauer, eine mindestens ebenso starke Wirkung ausgeübt als die lokale Tradition und die Graphik Dürers eine viel stärkere. Den „Meister von Meßkirch“ und den Holländer Lukas van Leyden wäre man geradezu versucht, wegen ihrer Abhängigkeit von Dürer, zur Nürnberger Schule zu rechnen, wenn man von ihnen nichts weiteres wüßte und von L. v. Leyden nur die Stiche vom Anfang der Zwanzigerjahre kennen würde. Selbst die Stammeszugehörigkeit bedeutete nicht mehr sehr viel. Die schweizerischen Maler vom Beginn des 16. Jahrhunderts haben mit denen der bayerischen Alpenvorlande fast mehr Züge gemein als mit ihren alemannischen Vettern jenseits des Rheines. Der Meister des Breisacher Hochaltars, jener Bildschnitzer und Graphiker H. L., der wahrscheinlich identisch ist mit einem Maler Hans Ley, erinnert auch mehr an das, was wir von der bayerischen, als an das was wir von der oberrheinischen Plastik kennen.

Vieles was bei den Holbein und der Familie der Ensinger längst bekannt ist, aber doch auffiel, ist, wie man jetzt sieht, einfach das Übliche in jener Zeit. Es gab unter anderem noch mehrere Künstlerschulen und Werkstätten, die nacheinander an verschiedenen Orten und über mehrere Generationen hin tätig waren und so einen großen Einfluß auf das Kunstleben ausübten.

Die Publikation bietet nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Meister und Schulen. Die Fülle des Stoffes an sich schon und zahlreiche einzelne Nachrichten bieten auch einen Einblick in die Verhältnisse, unter denen die Künstler der damaligen Zeit gewirkt haben, einen Einblick, der unser ganzes Wissen von der Kultur der damaligen Zeit bereichert.

H. A. Schmid.

Edmund Schilling, Zeichnungen der Künstlersfamilie Holbein. Prestel-Verlag, Frankfurt a. M. 1937.

Es war ein guter Gedanke, die drei Meister Holbein, den Vater und seine Söhne Ambrosius und Hans, den großen Holbein, in einem Bande zu vereinigen. Es gibt gerade unter den Zeichnungen des Vaters Arbeiten, die deutliche Ansätze zu der Kunst von Hans Holbein zeigen, allerdings doch nur Ansätze, und das Urteil des Herausgebers, der Vater sei dem Sohne als Bildniszeichner ebenbürtig, würden wir nicht unterschreiben. Er wirkt hier nur wenig freier und ungebundener als in seinen Gemälden. Und das Einzigartige an Hans Holbein ist eben seine unerhörte Freiheit, wie sie selten ein Deutscher gewinnt, aber ohne das irgendwie Gewissenlose, womit romanische Kunst die Freiheit häufig bezahlt. Die Zeichnungen des jungverstorbenen Ambrosius Holbein stehen dem Bruder entschieden schon näher, doch ist das Werk dieses Meisters wohl zu schmal, als daß man endgültige Wert-einstufungen damit vornehmen kann. — Die Technik der Silberstift-Bildnisse lernte Holbein auf seiner südfranzösischen Reise von den Niederländern Clouet, die sie in Frankreich in breitem Maße ausübten. Die großen Herren und Damen, welche sich da porträtieren ließen, gewährten meist nur so viel Sitzungen, wie zur Aufnahme einer solchen Skizze erforderlich waren; mit ihr mußte der Maler dann das endgültige Ölbildnis fertigen. Später kamen diese leichtgetönten Umrisszeichnungen als Selbstzweck in Mode und sind ja in der Tat eine überaus reizvolle Kunstgattung, welche das ganze 16. Jahrhundert hindurch in Frankreich blühte. (Die „Editions Alpina“, Paris, gaben 1937 eine schöne Mappe solcher Umriss-Bildnisse „Dessins français du XVI^e siècle“ heraus, mit wertvoller Einführung von Louis Dimier.) So fein diese Arbeiten meistens sind, so war es doch erst Holbein, der sie auf die Höhe wahrhaft großer Kunst erhob. Hier nun wird eine auffallendreiche Auswahl seiner Zeichnungen vorgeführt. Solche Dinge sind weder vorher noch nachher gemacht worden, zumal nicht in Deutschland. Die völlige Auslöschung des Meisters vor dem Modell hat trotz ihrer Nachdruckslosigkeit und Kälte etwas Ausschweifendes; und wenn man das müde und skeptische Londoner Selbstporträt betrachtet, so denkt man, wenn er die schweren Lider auffschlägt, so müßten sie etwas wie die Augen des späten Rembrandt, wenngleich weniger grell, gedämpfter, freigeben. So kommt diese tiefe verborgene Subjektivität völlig im Vorwurf zu Worte, obwohl dieser, sich so ganz selbst überlassen, von jeder Erklärung, Verklärung, Einordnung endlos entfernt, auf die kahlste Formel der Objektivität gebracht scheint. Und eben gerade, wo ist schon etwas gemalt worden, wie etwa der „Aussätzige“, der sein zerstörtes Gesicht darbietet mit dem unverstehenden, schmerhaft verirrten Blick eines Tieres. Die völkischen Unterschiede treten an jenem Subjektiven scharf heraus. Holbeins Deutsche sind meistens weich, träumerisch, voll metaphysischer Möglichkeiten, aber auch wieder spießbürgerlich. Die Basler zeien dem einen Zug ins Harte, Karge gegenüber, aber auch die Größe selbstbewußten Stadtbürgertums der Renaissance. Die Engländer schließlich geben vielleicht das Providentielle für diesen Maler her. Das Trockene, Kalte, Spitzige, aber auch von dem großen Schicksal renaissancehaften Menschentums Angewehrte ergibt die ganze Dämonie reiner Willensmenschen. Seltsam ist, wie platt Holbein wird, sobald er sich ins Dekorative, in die Augsburgische Renaissance einspinnt. Als bald bekommen auch die Menschen in diesen Architekturen etwas von der Renaissance um 1880. — Ein schönes und wesentlichste Dinge auf engen Raum zusammendrängendes Buch.

Erich Brod.

Christliche Symbole.

Unter dem Titel „Christliche Symbole“ ist 1940 in der Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G. m. b. H. in Freiburg i. B. ein schon früher von Oscar Doering (†) verfaßter, neuerdings von Michael Hartig stark umgeänderter und modernisierter Leitfaden durch die Formen- und Ideenwelt der Sinnbilder der christlichen Kunst erschienen. Vielleicht meinen viele, daß es sich da um ein gelehrtes Spezialwerk für Theologen und Kunsthistoriker handelt. Dies ist aber in keiner Weise der Fall; denn ohne Kenntnis der christlichen Sinnbilder wird es kaum jemand möglich sein, christliche Kunst und Kultur richtig zu verstehen. Besonders in frühchristlicher und mittelalterlicher Zeit war das christliche Symbol nicht nur in Liturgie und Dichtung, sondern vor allem in den bildenden Künsten oft gleichbedeutend mit der

künstlerischen Sprache, und wenn man die Wahrheiten der christlichen Heilslehren den Gläubigen in umfassenderen Darstellungen nahebringen wollte, so vereinigte man vor allem die früher jedermann geläufigen christlichen Sinnbilder zu großartigen Kompositionen. Um daher den geistigen Gehalt der christlichen Kunst richtig zu erfassen und zu verstehen, müssen auch wir in der Lage sein, diese Welt der christlichen Symbole richtig zu interpretieren und hiezu will uns nun das Doering-Hartigsche Büchlein ein zuverlässiger Führer sein. So werden uns in systematischer Reihenfolge die wichtigsten Symbole erklärt, unter denen die heilige Dreifaltigkeit, Maria, sodann Engel und Teufel, Himmel und Hölle, Tugenden und Laster, Wissenschaften und Künste etc. dargestellt werden. Wir lernen die Farben- und Blumen-, die Tier- und Zahlensymbolik in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen kennen, und daneben wird vor allem die symbolische Darstellung des christlichen Dogmeninhalts (Weltgericht, zehn Gebote, Glaubensbekenntnis, Sakramente, Messe) eingehend erläutert. Selbstverständlich fehlen auch Propheten, Evangelisten, Sibyllen, Heilige mit ihren mannigfachen symbolischen Attributen nicht. So erhält der historisch interessierte Laie in diesem handlichen Werk eine übersichtliche Orientierung über eine der wichtigsten Äußerungen mittelalterlich-christlichen Geistes; von großem Wert ist auch — besonders für denjenigen, der tiefer in den Stoff eindringen will — der zusammenfassende Hinweis auf die einschlägige Literatur. Bemerkt sei noch, daß über hundert technisch gut ausgeführte Abbildungen zum gesprochenen Worte treten.

S. Guher.

Walter Hugelshofer: Felix Maria Diogg. Ein Schweizer Bildnismaler. Verlag Max Niehans, Zürich und Leipzig 1941.

Das halbe Jahrhundert zwischen 1780 und 1830, die Schaffensspanne Goethes und das Zeitalter einer der größten politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandlungen der europäischen Menschheit, hat in den der Schweiz benachbarten Ländern die hohe Blüte der Bildnismalerei einer neuen, die Entwicklung tragenden Gesellschaftsschicht, des gebildeten und geistig bewegten Bürgertums hervorgebracht. Auch in unserem Lande hat es nicht an Künstlern gefehlt, die die führenden Köpfe und die Durchschnittsgestalten vom ausgehenden Ancien Régime bis zur Restauration und Regeneration in würdigen Bildnissen auf die Nachwelt gebracht haben. Der bedeutendste unter ihnen war Felix Maria Diogg (1762—1834), dessen Schaffenszeit fast genau mit jenem halben Jahrhundert zusammenfällt. Ein einfacher Handwerkerjahn aus Andermatt, erlernte er seine Kunst bei dem Landsmann Johann Melchior Wyrsch in Besançon, bildete in Italien sich fort und gewann 1792 in Rapperswil eine Frau aus gutem Haus und eine neue Heimat. Als wandernder Bildnismaler fand er früh in Zürich und Glarus, Winterthur und St. Gallen, später auch in Bern, Neuenburg und Basel, zuletzt in Mühlhausen, Straßburg und Frankfurt wohlmeinende Freunde und Förderer, begeisterte Anerkennung, viele Aufträge und eine auskömmliche Existenz. Sein Stil wandelt sich vom späten Barock durch das Louis XVI. zum strengen Klassizismus und zum beginnenden Biedermeier. Dennoch bewahrt er eine ausgesprochen persönliche Einheit, die in der sachlichen Naturtreue, der klar geordneten Fügung, in der zurückhaltenden Farbe und sicheren, zart das Licht abwandelnden Modellierung, vor allem aber in der geistigen Kraft und Haltung dieser Bildnisse zum Ausdruck kommt. Sie sind nie schematisch, stets lebendig und ihrem Gegenstand vollkommen gerecht, sie schöpfen aus dem Wesen des Dargestellten selber ihre Kraft und streifen mit wahrer Intuition zuweilen bis ans Geniale. Eine Zeit der Schicksalswende hat in Diogg den berufenen Maler ihrer charaktervollsten Köpfe gefunden.

Es ist ein entschiedenes Verdienst Hugelshofers, diesen fast vergessenen Schweizer Meister wieder entdeckt zu haben. Mit erstaunlichem Fleiß und Spürsinn ist es ihm gelungen, seine Lebensgeschichte aufzuklären und über 300 seiner Werke wieder ans Licht zu bringen. Die biographische Darstellung ist verständnisvoll, sachlich und gut geschrieben, sie würdigt das künstlerische ebenso treffend wie die kulturgeschichtliche Stellung und Umwelt des Malers. Das sorgfältige Werkverzeichnis ist auch wegen der knappen Angaben über die Dargestellten von besonderem Wert. Leider ist es Hugelshofer entgangen, daß sich auch Gemälde Dioggs erhalten haben, die nicht Porträts sind. Auf 32 Tafeln sind viele der Hauptwerke trefflich abgebildet, eine schweizerische Bildnisgalerie von hohem Rang.

Otto Fischer.

Bürcher Kunstgesellschaft, Jahresberichte 1939 und 1940.

Das bewegte Jahr 1939 erhielt seine Prägung durch die Delacroix-Ausstellung im Frühling und hernach durch die beiden Kunstaussstellungen im Rahmen der Schweizerischen Landesausstellung, die eine Gesamtdarstellung des schweizerischen Kunstlebens durch die Jahrhunderte brachten. Den Schluß des Jahres füllte die Schau der Bürcher Künstler. — Unter den Titeln „Sammlung“ und „Bibliothek“ wird der Schenkungen und Ankäufe gedacht; die Schenkung von Lucien Vollard wurde in dieser Zeitschrift bereits gewürdigt *). Ausstellung, Haushalt, Vereinsleben, Veröffentlichungen geben Aufschluß über das innere Leben der Kunstgesellschaft. Den Abschluß dieses gediegenen Rechenschaftsberichtes bilden die beiden Beilagen: „Verzeichnis der abgebildeten Werke“, mit eingehenden Erläuterungen zu den 8 schönen Tafeln von bedeutenden Erwerbungen. Sodann das „Schweizerische Künstlerlexikon“, welches Auskunft gibt über die Bemühungen und Nachforschungen für einen 5. Band des Künstlerlexikons.

Dieser eingehende Jahresüberblick gibt einen interessanten Einblick in die rege, ausgedehnte Tätigkeit unseres Bürcher Kunstinstitutes und seines verdienstvollen Direktors Dr. Wartmann.

Der Überblick des Jahres 1940 gibt im Vorwort eine ausführliche Würdigung der vielseitigen Verdienste des zurücktretenden Präsidenten Dr. A. Jöhr. Im Frühjahr mußte die Sammlung in sichern Gewahrsam gebracht werden. Ende des Jahres konnte in den leerstehenden Räumen der einzigartige Gemäldebesitz von Dr. Oskar Reinhart sichtbar gemacht werden. Die 10 wechselnden Ausstellungen vermittelten schweizerisches Schaffen mit Ausnahme derjenigen der Pittori e Scultori italiani. Die Vermehrung der Sammlung erlitt trotz der außerordentlichen Zeiten keine Unterbrechung, an den Ankäufen haben Skulpturen, Zeichnungen und Druckgraphik nicht weniger starken Anteil wie die Malerei.

Die erste Beilage enthält eine eingehende Beschreibung der 4 Tafeln, vor allem des Kreuzigungsbildes aus der Schule von Rimini aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dann des Porträts Pierre Lottis von Henri Rousseau und der Skulptur eines Bacchus von Marino Marini. Die letzte Beilage bringt eine höchst verdienstvolle Zusammenstellung des Direktors Dr. Wartmann über Sammlungszuwachs, Bibliothek, Ausstellung, Kunsthausebesuch, Mitgliederbewegung der letzten 30 Jahre von 1910 bis 1940. Ein detailliertes Verzeichnis aller Erwerbungen gibt einen dokumentarischen Überblick über die Tätigkeit des Bürcherischen Kunstinstitutes in den vergangenen drei Jahrzehnten. Die Bibliothek und ihre Benützung, das An- und Abschwellen der Besucher und des Mitgliederbestandes werden in aufschlußreichen Tabellen festgehalten.

Emma Reinhardt.

Bücher in Mundart.

Josef Reinhart, Lehrzht. Geschichten und Bilder us mym Läbe. Verlag A. Francke A.-G., Bern 1938.

Karl Grunder, Göttiwy. Bomene Dörfli und syne Lüte. Verlag A. Francke A.-G., Bern 1941.

Beide Bücher sind weitere Zeugen vom Bestreben des Verlages A. Francke A.-G., an seinem Orte die schweizerischen Mundarten zu fördern ¹⁾. Beide Bücher haben Lehrer zu Verfassern und sind Schilderungen aus deren Jugend- und Lehrzeit, aus der Zeit, da man beginnen muß, für sein Tun und Lassen die Verantwortung zu tragen. Keines der beiden Bücher führt in die Tavel'sche Atmosphäre altbernischer Patrizier Geschichte, Herrschaftshäuser und Salons.

Während Reinhart aus seinen Lebenserfahrungen in einem solothurnischen Industrieorte schöpft und uns mit dem Tun und Lassen von Handwerkern, Angestellten und Fabrikern bekannt macht, zeigt uns Grunder die enge Verbundenheit der Menschen und ihres Lebens in einem kleinen Bauerndorfe, in welchem er seine Jugendzeit genoß und in welchem er nun seine „Lehrplätze“ entstehen läßt.

*) Vergleiche „Die Schenkung Vollard“, Schweizer Monatshefte, Heft 12, März 1940, S. 786/87.

¹⁾ Vergl. Carl Günther, Mundartbücher, Schw. Monatshefte, Heft 11, 1941, Zürich.

Analog den Unterschieden der beiden Seminarien, die die Erzähler absolvieren, atmen auch die Schilderungen verschiedene Lust. Auf Reinharts Lebensweg begegnen wir mehr aufgeweckten, lebensfreudigen Menschen, denen Gesang und Theaterpiel Bedürfnis ist und deren mannigfaltige Eigenart der Autor mit träfen Worten schildert und dabei seine seine Beobachtungsgabe wirken lässt.

In Grunders Göttiwyhl erkennen wir den Bauernsohn, der aus Erleben und Erfahren die Ruhe des ländlichen Menschen und Dorfes, abseits vom großen Strom des Lebens, uns näher bringt.

Die Sprache beider Autoren ist urchiger als die Tavels, namentlich diejenige Grunders, in der es hie und da „cheibet“.

Dem Mundartfreund und -Forscher bieten die beiden auf den Grundton der Berner Mundart gestimmt, durch die lokalen Nuancierungen von ihr und von einander abweichenden Heimatbücher neue Beweise, wie gerade Schilderungen aus unserm Volksleben durch die mundartliche Wiedergabe an Wärme und Gestaltung gewinnen. Die beiden Bücher zeugen auch für die Verbreitung der Berner Mundart²⁾, ihre Vergrößerung im weiten Bernbiet, sowie die Gegenwirkung baslerischer Mundart im Solothurnischen.

F. E. D. Lemann.

Zwingli.

Zwingli, Haupt-schriften, bearbeitet von Professor Dr. Fritz Blanke, Professor Dr. Ostar Farner, Pfarrer Dr. Rudolf Pfister. I. Der Prediger. Zwingli-Verlag, Zürich 1940.

Seit dem Reformationsjubiläum von 1819 ist viel geschehen, um die Werke Zwinglis bekannt zu machen. Nur an das Wichtigste sei erinnert. Von 1828 bis 1842 gaben Schuler und Schultheß „Huldreich Zwinglis Werke“ in acht Bänden heraus, eine überaus anerkennenswerte Leistung. Doch haben sich im Lauf der Jahrzehnte die Anforderungen, die man an derartige wissenschaftliche Ausgaben stellt, geändert, auch wurde einiges neu entdeckt, so daß um die Jahrhundertwende die Zeit reif wurde für eine neue Bearbeitung von Zwinglis sämtlichen Werken, die im Jahr 1905 von Egli und Finsler begonnen wurde und heute von W. Koehler, Farner, Blanke und L. v. Muralt fortgeführt wird. Für jeden, der sich irgendwie wissenschaftlich mit dem Zürcher Reformator beschäftigen will, ist diese Ausgabe unentbehrlich. Aber selbstverständlich ist die Zahl ihrer Benutzer nicht sehr groß. Zwingli soll aber von viel weiteren Kreisen gelesen werden können. Darum sind je und je seine Werke in Auszügen erschienen. Schon auf das erwähnte Jubiläum veröffentlichten Leonhard Usteri und Salomon Vögelin, zwei gelehrt Zürcher, „M. Huldreich Zwinglis sämtliche Werke im Auszuge“. Sie ordneten die Aussprüche Zwinglis in ein Katechismusartiges System ein, wodurch man sich rasch vergewissern kann, welche Stellung Zwingli einer oder der andern christlichen Lehre gegenüber einnimmt. Als seit Beginn der Zürcher Reformation vierhundert Jahre verflossen waren, gaben Finsler, W. Koehler und Rüegg im Auftrag des Kirchenrates eine Auswahl von Schriften Zwinglis in modernem Deutsch heraus.

Warum heute eine neue Ausgabe, die nicht berufen ist, mit den erwähnten „sämtlichen Werken Huldreich Zwinglis“ wettzulaufen? Immer wieder zeigt sich das Bedürfnis, Zwingli nach seinen Schriften auch denen bekannt zu machen, die jenes gelehrt Werk nicht gebrauchen können oder wollen. Aber auch die Erwartungen, die man einer „Auswahl“ gegenüber hegt, sind der Wandlung unterworfen. Die Forschung hat auch, was Zwinglis schriftlichen Nachlaß betrifft, manches früher wenig Bekannte zugänglich gemacht. Eine neue Zwingli-Ausgabe soll dem Original möglichst nahekommen. Man darf das heute bei der geförderten Pflege der Sprachkunde nicht nur wagen, sondern das ist vielmehr das Verlangen weiter, nicht bloß humanistisch gebildeter Kreise, Zwingli so zu lesen, wie er wirklich geschrieben hat. So können die „Haupt-schriften Zwinglis“ aber auch Studierenden bei ihren Übungen dienen. Sorgfältig abgesetzte Erläuterungen erklären übrigens, was uns Heutigen nicht ohne Weiteres verständlich ist.

²⁾ Bergl. Heinrich Baumgartner, Stadtmundart, Stadt- und Landmundart, Verlag Herbert Lang & Co., Bern 1940.

Der erste vorliegende, kurz vor der letzten Weihnacht erschienene Band enthält vier Predigten und eine predigtähnliche Abhandlung, die für den Gang der Reformation in Zürich namentlich bedeutsam geworden sind: Die Predigt nach dem Bruch des kirchlichen Fastengebotes in Froeschauers Druckerei, die die Kunde vom Beginn der Reformation in Zürich zum ersten Mal in weite Kreise trug; das Zeugnis von der Zentralstellung des Gotteswortes vor den Nonnen des Dominikanerinnenklosters, die bisher durch die Mönche desselben Ordens nur in einem der Reformation feindseligen Sinn beeinflusst worden waren; die Marienpredigt, in der der Reformator die biblischen Aussagen über die Mutter Jesu der Muttergottesverehrung gegenüberstellt; endlich „Der Hirt“ und die „Unleitung“, die die Pfarrer mit den Ergebnissen der beiden Religionsgespräche des Jahres 1523 vertraut machten.

Es mag bei der Lektüre der deutschen Schriften Zwinglis manchem gehen, wie etwa dem, der sich in die Werke von Jerentias Gotthelf einarbeitet. Sie mutet zunächst fremdartig an, aber je länger, desto mehr fesselt sie, gerade um ihrer ungewöhnlichen Kraft willen, mehr als eine Übertragung in unsere abgeschliffenere Sprache. Darum ist es ein großes Verdienst der drei anerkannten Zwingli-forscher und -kenner und des Verlages, an diese Volksausgabe getreten zu sein.

Arnold Zimmermann.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Altes Churer Bilderbuch. Bilder-Auswahl und Text von G. Bener sen. Einleitung von G. R. Mohr. Bischofberger, Chur 1941. 31 Seiten und 35 Bildtafeln.

Antoine, André-Paul: Memorial de France. Exergue du Maréchal Pétain. Sequana, Paris 1941.

Appenzeller Bauernmaler. Einführung von Christoph Bernoulli, Text von Erwin Burckhardt. Urs Graf-Verlag, Basel 1941.

Balmer, Emil: Der Herr Dirälter. Mundartstück in einem Aufzug. Francke, Bern 1941. 74 Seiten, Fr. 2.20.

Balmer, Rudolf: Hedis Hilfsdienst. Es Spiel vo Stadt u Land i vier Uffzüge. Francke, Bern 1941. 54 Seiten, Fr. 2.—.

Barader, Jean: X... Aviateur. Sequana, Paris 1940.

de Baroncelli, Jean: Vingt-six hommes récit de guerre. Bernard Grasset, Paris 1941.

Bauer, Walter: Tagebuchblätter aus Frankreich. Karl Rauch, Dessau 1941. 99 Seiten, M. 2.50.

Bircher, Eugen: Arzt und Soldat. Eine psychologische Betrachtung. 2. umgearbeitete Auflage. Ferdinand Enke, Stuttgart-W. 1941. 64 Seiten, Fr. 3.60.

Cajal, Don Santiago Ramon: Regeln und Ratschläge zur wissenschaftlichen Forschung. Ernst Reinhardt, München 1938. 143 Seiten, M. 3.50.

des Cars, Guy: L'officier sans nom. Robandy, Cannes 1941.

Coscienza. Breviario del cittadino e del soldato. Pubblicato dalla Sezione «Esercito e Focolare» del commando dell'Esercito. S. A. Tipografia Editrice, Lugano 1940. 96 Seiten.

Doms, Wilhelm: Vormarsch in Polen. Mein Kriegstagebuch. Mittler & Sohn, Berlin 1941. 56 Seiten, M. 1.—.

Egger - von Moos, Hedwig: Das Härz voll Sunnä. Gedicht und Sprich us Obwaldä. Räber, Luzern 1941. 126 Seiten, Fr. 3.80.

Ernst, J. W.: Die Erzählung vom Sterben des Mani. Mit Einleitung über den Manichäismus und die Wesenheit des Mani. Aus dem Griechischen übertragen. Rudolf Geering, Basel 1941. 132 Seiten, Fr. 6.50.

Gaudy, Georges: Combats sans gloire. H. Bardanchet, Lyon 1941.

Gilardoni, Virgilio: I pittori Orelli da Locarno. Istituto editoriale ticinese, Bellinzona 1941. 54 Seiten reich illustriert.

Gloggner, Arthur: Die Mitwirkung des Adels bei der Gründung und Festigung der Eidgenossenschaft. Hans Feuz, Bern 1941. 134 Seiten, Fr. 5.80.

- Guggenbühl, Adolf und Thürer, Georg:** Gang, lueg d'Heimat a. 650 Jahre Eidgenossenschaft. Herausgegeben im Auftrag der Schweizerischen Centrale für Verkehrsförderung, Zürich 1941. 96 Seiten reich illustriert, Fr. 1.50.
- Guggenbühl, Adolf und Zoppi, Giuseppe:** Ammira la tua patria! Pagine per il popolo svizzero. Pubblicate per incarico dell'Ufficio Nazionale Svizzero del Turismo, Zürich 1941. 96 Seiten reich illustriert, Fr. 1.50.
- Haller, Adolf:** Freiheit, die ich meine. Das Lebensabenteuer des Daniel Esster. Sauerländer, Aarau 1941. 200 Seiten, Fr. 5.80.
- Jagow, Kurt:** Königin Luise. Briefe der Freundschaft. Köehler & Amelang, Leipzig 1940. 166 Seiten und 4 Abbildungen, M. 4.—.
- Italiener in Konzentrationslagern Frankreichs.** Dokumente und Tatsachenberichte. Zusammengestellt und herausgegeben vom Ministerium für Volkskultur. Società editrice del libro italiano, Rom 1941. 408 Seiten mit Illustrationen.
- Kinder, Christian:** Männer der Nordmark an der Bzura. Mittler & Sohn, Berlin 1941. 47 Seiten, M. 1.20.
- Kluchhohn, Paul:** Das Ideengut der deutschen Romantik. Max Niemeyer, Halle (Saale) 1941. 190 Seiten, M. 4.60.
- Labusquière, Jean:** Vérité sur les combattants. H. Lardanchet, Lyon 1941.
- Marti, Hugo:** Die Herberge am Fluß. Spiel in 1 Akt. Franke, Bern 1941. 34 Seiten. Fr. 2.—.
- von Moos, Herbert und Endres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band II. Lieferung 1: Der Aufmarsch zum Weltkrieg. Lieferung 2: Die Entzweiung der Alliierten. Lieferung 3: Die Offensive der Rilarmee gegen die Czarenika. Lieferung 4: Der italienisch-griechische Konflikt. Lieferung 5: Der Krieg auf dem Balkan. Hallwag, Bern 1941. Jede Lieferung 32—40 Seiten, Fr. 1.75.
- 20 Racconti ticinesi.** Istituto editoriale ticinese, Bellinzona 1941. 291 Seiten.
- Nedier, Antoine:** Les cadets de Saumur. Emmanuel Vitte, Lyon 1940.
- Reiche, Hans Ulrich:** Autoritäre Staatsgestaltung in der französischen Demokratie. Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1941. 100 Seiten.
- Reimann, Hugo:** Henry Mores Bedeutung für die Gegenwart. Sein Kampf für Wirkung und Freiheit des Geistes. Rudolf Geering, Basel 1941. 65 Seiten, Fr. 3.50.
- Reithinger, A.:** Das Weltreich und die Achse. Großbritanniens Kraft und Schwäche. Schein und Wirklichkeit seiner Wirtschaftsmacht. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1941. 80 Seiten, M. 1.20.
- Reventlow, Graf E.:** Von Potsdam nach Doorn. M. A. Alieber, Berlin 1941. 492 Seiten, M. 9.80.
- Roger, Roëlle:** Ein Licht erhellt die Welt. Das Internationale Rote Kreuz. Gottsche-Berlag, Zürich 1941. 158 Seiten, Fr. 4.20.
- von Salis, J. R.:** Giuseppe Motta. Dreißig Jahre eidgenössische Politik. Drell Füßli, Zürich 1941. 472 Seiten mit 18 Abbildungen, Fr. 9.—.
- Schumacher, Edgar und Boesch, Paul:** Die Eidgenossenschaft. Ein vaterländisches Brevier. Hallwag, Bern 1941. 64 Seiten mit Illustrationen, Fr. 2.80.
- Schumacher, Jack:** Wolkenkratzermenschen. Die Schattenseiten einer Millionenstadt. Hans Feuz, Bern 1941. 181 Seiten, Fr. 3.50.
- Standhaft und getreu 1291—1941.** Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia von Oskar Bauhofer, Arnold Jäggi und Georg Thürer. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1941. 80 Seiten und 17 Bildtafeln, Fr. 2.80.
- Unter dem Banner des Kranichs.** Aus Geschichte und Sage der Grafschaft Greifensee. Herausgegeben von G. Schmid. Schweizerlüt-Verlag, Oberdiessbach 1941, 145 Seiten reich bebildert, Fr. 6.—.